

# Die Einklebe

Unterhaltungs-Beilage der „Münchener Neuesten Nachrichten“

2. Jahrgang

Nummer 44

3. November 1921

## Die Südpolarforschung 1901–1921

Don Hermann Rüdiger

Im August dieses Jahres waren 20 Jahre verflossen seit dem Tage, an dem die erste Deutsche Südpolar-Expedition auf dem Schiff „Gauß“ die Heimat verließ und dem Kontinent des eisigen Südens aufsuchte. Die Erinnerung daran zu wecken, ist heute keine ungetriebene Freude; denn sie führt uns erschreckend klar vor Augen, was das Deutsche Reich um die Jahrhundertwende zu leisten vermochte, als es eine große, vorbildlich organisierte und vorzüglich ausgerüstete Reichsforschungsexpedition zu einer im wesentlichen ideellen Aufgabe, der Erforschung der Antarktis, entsandte, — und wo wir heute stehen! Sind wir von heute wirklich nur noch Zuschauer, Chronisten und allenfalls mit-helfende Theoretiker gegenüber den großen Problemen der überseeischen Forschung? Und wenn dem so ist, trotz allem haben wir die Pflicht, nicht grollend beiseitezutreten, weil uns die praktische Betätigungsmöglichkeit verwehrt, sondern die Augen offen und den Kopf klar zu erhalten und so die Verbindungsbrücke zu schlagen von der großen Vergangenheit über die traurig trostlose Gegenwart zu einer besseren Zukunft. Anlaß dazu bietet das Wiedererwachen der Südpolarforschung nach einer kurzen durch den Krieg bedingten Pause und der inzwischen erfolgte Aufbruch zweier englischer Expeditionen, unter Führung Cope's im September 1920 und unter Shackleton im Spätsommer 1921. Da infolge unserer Absperrung während der langen Kriegsjahre die All-gemeinheit über die letzte Expedition Shackleton's (1914–1917), die einzige Südpolar-Expedition überhaupt während des Krieges, wenig unterrichtet ist, da es aber vor kurzem der Münchner Lichtbildkunst A.-G. gelungen ist, den von Shackleton aufgenommenen Südpolarfilm für Deutschland anzukaufen, mag es angezeigt sein, auf Verlauf und Bedeutung dieser Expedition etwas näher einzugehen. Ihre Würdigung ist nur möglich im Rahmen einer kurzen Betrachtung der Südpolarforschung der letzten beiden Jahrzehnte, die bereits als eine abgeschlossene Forschungsperiode hinter uns liegt.

Die Erforschung der Antarktis — mit Antarktis bezeichnen wir sowohl das Südpolar-gebiet als Ganzes im Gegensatz zur Arktis, dem Nordpolargebiet, wie auch den Südpolar-kontinent, den inneren Kern des ganzen Ge-bietes — hat von 1840 bis zum Beginn der mit dem 20. Jahrhundert einsetzenden Periode der internationalen Südpolarforschung nur ganz unwesentliche Fortschritte gemacht. Es waren innerhalb dieser zweier Menschenalter eigentlich nur Gelegenheitsereignisse, von Walfangkapitänen heimgebracht, die vielfach im Auftrage Hamburger Gesellschaften in den südlichen Meeren dem Fanggeschäft nachgingen. Die Entschleierung des Dunkels, das über dem Finern Afrikas lag, und nordpolare Forschungsreisen standen zunächst im Vordergrund des wissen-schaftlichen und allgemeinen Interesses.

Wie lange der 6. Kontinent im fernen Süden dem Menschen unzugänglich blieb, zeigen fol-gende Daten aufs deutlichste: 1895 wurde zum ersten Male das antarktische Festland von einem Menschenfuß betreten, 1897 hat die erste Ex-pedition dort zu Schiff überwintert und 1898 fand die erste Überwinterung auf dem Lande selbst statt. Also zu einer Zeit, wo im Norden Mause'n bereits das Inlandeis Grönlands überquert hatte und die „Kraan“ mit dem Polar-strom hier durch das Nordpolarbecken getrieben war. Diese Verschiedenheit beruht letzten Endes auf der großen Gegenfälligkeit in der Verteilung von Wasser und Land auf der nördlichen und südlichen Erdhälfte: Im Norden die Landmassen von Europa, Asien und Amerika sich in hoher Breite zu einem fast geschlossenen Landring ringsum das Nordpolarmeer zusam-menschließend, im Süden dagegen Aufhören der sich aufsteigenden Südpolaris in verhältnis-mäßiger niedriger Breitenlage, Zusammenfluten der drei großen Ozeane in ein circumpolares

Weltmeer, aus dem als innerster Kern ohne jede Verbindung mit den übrigen Erdteilen der Südpolkontinent aufragt. Dazu gesellt sich der Umstand, daß alle an der Polarforschung be-teiligten Nationen nordhemisphärisch sind oder mit anderen Worten räumlich der Arktis wesent-lich näher liegen als der Antarktis. Dieses muß sich vor Augen halten, wer die Bedeutung der Südpolarforschung in sich wie im Rahmen der geographischen Entdeckungen überhaupt richtig einschätzen will.

Theoretisch stand bei der Vorbereitung des Kampfes um den Südpol Deutschland seit Jahr-zehnten an der Spitze, insbesondere durch das Wirken eines Georg v. Neumayer. Die prak-tischen Erfolge waren gering: Außer Erweiterungen des Kartenbildes durch einzelne Wal-fangkapitäne ist nur die Fahrt der Deutschen Tiefsee-Expedition auf der „Albatros“ (1899) zu nennen, die bei einem Vorstoß südlich von Kapstadt die kleine Bouvet-Insel, einen völlig ver-gletscherten Vulkan, wiederentdeckte und durch ihre Lotungen auf der Weiterfahrt nach Süden den Nachweis erbrachte, daß das Südpolarmeer nicht flachsee, sondern Tiefsee ist. In ihr ent-deckendes Stadium trat die Südpolarfrage erst mit Erich v. Drygalski, den auf mehreren Grönlandreisen bewährten Wissenschaftler, der Theorie und Praxis miteinander verknüpfte. Er wurde Leiter der Deutschen Südpolar-Expedition (1901–03), er wurde Schöpfer eines einheitlichen internationalen Zusammenwirkens. „Dem er-den, militärischen Grundsatze, Vetretenst marschie-ren und vereint schlagen“ auf das Gebiet der geo-graphischen Forschung übertrug: Getrenntes Vordringen und gleichzeitiges Beobachten nach einheitlicher Methode mit dem gemeinsamen Ziel, den Schleier des Unerforschten vom Ant-litz des südlichen Erdpols zu lüften. Während die deutsche Expedition im Süden des Indischen Ozeans auf der Reequellen-Route vordrang, ar-beiteten die Engländer (Scott) südlich von Australien-Neuseeland im Süd-Viktoria-Land, die Schweden (Otto Nordenfjeld) südlich von Südamerika in der Westantarktis, die Schot-ten (Bruce) südlich des Atlantischen Ozeans in der Weddell-See östlich von den Schweden und zeitlich etwas später westlich von den Schweden die diesen zur Hilfe ausgesandte Entfaher-Expedition der Franzosen (Charcot). Und der Erfolg? Den darf man nicht mit Birkel und Alneal auf der Karte messen wollen, den kann ein Einzelner überhaupt nur dann ermaßen, wenn er minde-stens in einer Fachwissenschaft gründlicher Spe-zialkennner ist; denn die wissenschaftlichen Ergeb-nisse füllen eine stattliche Reihe von Folio-Bän-den der einzelnen Expeditionen. Wer sich aber heute in unseren Bibliotheken den einen oder anderen dieser Bände geben läßt, der sollte sich immer einschärfen, unter welchen äußeren Umständen diese Ergebnisse gewonnen wurden, vielfach in einem Kampf auf Leben und Tod, in einem Kampf gegen feindliche Naturgewalten ringsum, in einem Kampf ohne jede sichere Etappen- und Rückzugsbasis! Wenn man sich auf eine vergleichende Beurteilung der geographisch-topographischen, also der räumlichen Erfolge be-schränkt, so ist auch diese nur möglich bei Berück-sichtigung aller besonderen geographischen Fak-toren. So darf man keinesfalls die Leistungen der einzelnen Expeditionen an dem jeweils er-reichten südlichsten Punkt messen. Wohin das führen würde, zeigt folgendes Beispiel:

Die deutsche Expedition stieß auf einer bisher nicht befahrenen Route vor und traf schon etwa unter der Breite des Polarkreises Land, das Kaiser-Wilhelm-II.-Land genannt wurde, und zwar eine senkrecht zur Vor-stoßrichtung ostwestlich verlaufende Küstenlinie; die Engländer und Schweden dagegen gingen von einer besser bekannten Basis aus und überdies in Gebieten, wo die Küstenlinien nicht ostwestlich, sondern meridional, also in der Vorstoßrichtung, teilweise sogar genau nord-südlich verlaufen, so daß Scott allein zu Schiff fast 12 Breitengrade südlicher vordringen konnte als

von Drygalski „Gauß“, der 85 km vom Fest-land entfernt einfror. Die Landentdeckungen an allen Rändern der Antarktis durch die Ex-peditionen des ersten Jahrzehnts ermöglichen zwar noch nicht die Konstruktion ihrer Umrisse, aber alle Untersuchungen sprachen für ihren kontinentalen Charakter, am stärksten das Eis. Von letzterem sagt von Drygalski zusammen-fassend in dem deutschen Südpolarwerk: „Das Inlandeis gehört zum Land, das Schelfeis — in seiner Hauptmenge abgestoßenes oder aufgelöstes Inlandeis — zum flachen Meer, das Treibeis zur Tiefsee; ersteres liegt auf festem Gestein auf, das zweite nur zum Teil, während es zum grö-ßeren Teil schwimmt, das Treibeis schwimmt ganz.“

Bevor die Ergebnisse des internationalen Zu-sammenwirkens verarbeitet waren, setzte nach einer kurzen Atempause mit dem Jahre 1907 die Forschung aufs neue ein. Dieser zweite Ab-schnitt, der das Jahrzehnt 1907–1917 umfaßt, ist stürmischer und bewegter als der erste; es fehlt vielfach ein einheitliches Zusammenarbeiten, statt dessen ein fast wildes Nacheinander und so gar ein verhängnisvolles Nebeneinander. Es sind acht Expeditionen hier zu nennen: Zeitlich als erster und letzter steht der Name Shackle-ton, der zunächst 1907–09 auf der Route Scotts, den er bereits früher begleitete, bis 88° 23' vordringt, bis zu einer Entfernung von 21 englischen Meilen (179 km) vom Südpol. In der Mitte stehen die Namen Amundsen und Scott, beide von dem Ruhme des Südpolbezwin-gers bestrahlt, beider Namen unsterblich wie der eines Columbus, eines Magellan — und doch welche tiefe Tragik in dem Gegensatz ihres end-gültigen Erfolges! Während der Norweger Amundsen in insgesamt 99 Tagen eine Strecke von rund 2800 km von der Küste des König-Eduard-VII.-Landes zum Pol und wieder zur Küste zurücklegt, benötigt Scott, durch ungünstige Witterung und den Verlust seiner Zugtiere ge-hemmt, allein 77 Tage bis zum Pol, den er einen Monat später als Amundsen erreicht. Auf dem Rückmarsch geben Scott und seine vier Begleiter vor Kälte, Erschöpfung und Hunger elendiglich zu Grunde. Bestiegte Sieger, aber getreu bis in den Tod! — Das ist, in ganz wenigen Stri-chen gezeichnet, der Verlauf dieser drei Pol-vorstoß-Expeditionen. Die übrigen waren Rand-Expeditionen, absichtlich nach dem Willen ihrer Führer oder unabsichtlich nach dem Zwang der Naturgewalten, die oft stärker sind als des Menschen Wille. Ordnen wir sie nach dem Grade ihres räumlichen Erfolges, so steht voran Mawson als Führer der australischen Expedition (1911–14). Seine Expedition ist des-wegen besonders bedeutungsvoll, weil sie sich auf das Standgebiet des Australischen Südpolarqua-dranten (90–100° S. L.) beschränkte, in dessen Be-reich Schlittenreisen von 4150 km Gesamtlänge ausgeführt wurden; sie gewann im Westen An-schluß an den von Drygalski entdeckten Gauß-berg (Kaiser-Wilhelm-II.-Land) und im Osten an das Süd-Viktoria-Land, das Hauptarbeits-gebiet der Engländer, und es gelang ihr auch die genauere Fixierung der Lage des magnetischen Südpols. Wesentlich sind ferner ihre Klima-tischen Feststellungen: Die außerordentliche Ge-walt der Stürme in diesem Teil der Antarktis, die Windstärken aufwießen, wie sie bisher noch nirgends auf der Erde gemessen wurden — bis zu 90 m in der Sekunde! Die gleichzeitigen zweijährigen meteorologischen Beobachtungen auf der Hauptstation Mawsons unter 66° S. Br. und auf der Nebenstation der Macquarie-Insel — 55° S. Br. zwischen Neuseeland und Antarktis — sind von fundamentaler Bedeutung für den australischen Wetterdienst geworden.

An zweiter Stelle ist die zweite französische Expedition Charcot's (1909–10) zu nennen, die in der Westantarktis oder — wie Charcot dieselbe bezeichnet — in der „Antarctide Sud-Américaine“ neues Land entdeckte, Charcot-Land auf 70 Grad S. Br., dessen weiterer süd-westlich gerichteter Verlauf die Verbindungs-brücke mit König-Eduard-VII.-Land an der Ost-seite der Ross-See herstellen dürfte. Drittens

die zweite deutsche Expedition unter Wilhelm Filchner (1911—12), keine Reichsexpedition, sondern eine durch private Mittel ausgerüstete Unternehmung, hatte sich als Ziel die Aufhellung der Zusammenhänge zwischen West- und Ostantarktis gesetzt. Ein Durchstoß von der Weddell-See zur Ross-See sollte die Klärung der Frage bringen, ob die Antarktis ein einheitliches Festlandgebilde, das lediglich von diesen beiden Meeren buchtartig eingeschnürt wird, oder ob eine durchgehende, wenn auch eisgefüllte Meeresverbindung den Kontinent in zwei Teile scheidet. Dieses Ziel wurde zwar nicht erreicht, aber die Expedition entdeckte südlich von Bruce's Coastland neues Land (Prinzregent-Luitpold-Land) und das Schiff „Deutschland“ erreichte in der Weddell-See den südlichsten bisher zu Schiff erreichten und vielleicht überhaupt erreichbaren Punkt. Dann wurde es jedoch vom Eise befehrt und zur unfreiwilligen, meist nordöstlich verlaufenden Drift gezwungen, die wertvolle ozeanographische Forschungsergebnisse zeitigte. Die vierte hier zu nennende Expedition beansprucht nicht wegen ihres Erfolges Interesse, denn ein solcher blieb ihr verlag, sondern nur deswegen, weil durch sie zum erstenmal auch die gelbe Kasse in die Polarforschung einzugreifen versuchte: Es ist die japanische Expedition unter Führung Shiranes nach der Ross-See (1910—11). Zeitlich an letzter Stelle steht Shackletons zweite Expedition (1914—17) mit dem gleichen Ziel, das Filchner hatte und nicht erreichte, die gleiche Aufgabe aber mit doppelten Mitteln, nämlich mit zwei Schiffen von zwei verschiedenen Ausgangspunkten aus ansetzend, mit dem Erfolg, daß er ebenfalls scheiterte. Die näheren Umstände sollen in einem zweiten Aufsatz geschildert werden.

(Schluß folgt)

## Im Rebstock

Von  
Julius Kreis

Schon vor dem Krieg mußte der alte Freiherr mit seiner kleinen Rente knapp genug haushalten und das Leben hatte ihn, der wenig Anlage zum Wennigfuchser besaß, rechnen gelehrt. Er sparte sich den Groschen für Straßenbahnfahrten und ging die weitesten Wege durch die Stadt. Er aß zu Mittag in einem bescheidenen Vorstadtwirtshaus, sammelte die Zunderstücke vom Nachmittagskaffee für seinen Junggefellens-Kasson und ließ sein Stammpapier, seinen alten Briefumschlag umkommen.

Dafür aber gönnte er sich — so oft es ging — eine gute Zigarre, kaufte an kristallklaren, frohblauen Tagen, wenn alle Welt lachte, eine Blume für den Hof oder stellte sich ein oder das andere Mal ein paar auserlesene schöne Rosen auf seinen Tisch. Bisweilen — wenn er sah, wenn sich Kinder an einem Konditorfenster die Nase breit drückten, holte er ein Dutzend Bonbons, eine Tafel Schokolade aus dem Laden und steckte sie den Kleinen voll schmunzelnder Freude zu.

Das waren so seine kleinen Passionen, sein „Meber die Schnur bauen“, wie er es bei sich nannte. Da mochte dann andersherum einmal der Riemen wieder enger geschnallt werden.

Einmal freilich mochte er nicht wissen: Seinen Abend in der kleinen, guten Weinstube zum Rebstock. Des Abends wurde er aufgeräumt, von Müller, zufriedener Heiterkeit durchwärmt, wenn er sein kalt-nüchternes Junggefellensgläschen verließ und an seinem indischen Hohe schlang, aufrecht, wenn auch ein wenig steifbändig und gemessen seinen Weg zum „Rebstock“ lenkte. Der alte Herr war zwar immer voll Sorgfalt gekleidet; es war eine Sorgfalt, die peinlich darauf ausging, Weniges, Altmodisches, Langgedientes gut zu tragen, voll Schonung zu bewahren und allerhand Patina am Rock zu verbergen. Und doch brachten Ketten im Knopfloch, ein seidenes Täschlein, helle Gamaschen über den Stiefeln etwas wie eine persönliche Eleganz in seine Kleidung.

Er mochte schon in den Sechzigern sein, aber der alte Baron trug den Stoff mit dem schmalen, rasierten von unendlich vielen Runen zerfurchten Gesicht noch holzgerade. Um die dünnen, herrlichen Lippen, über denen ein Silbergraves, gepflegtes Wangelbärtchen flammte, lag etwas wie Trotz und leiser Verachtung, wenn er durch die Leute ging. Aber in den großen merkwürdig jungen Augen strahlte ein göttlich-fröhliches Licht, eine herzliche Freude an der Welt, die gar nicht zu dem harten Mund passen wollte. Wenn ihm an Erscheinungen und Menschen, die ihm begegneten, etwas zuwider war, dann hoben sich wohl in Abwehr oder Born die Fingel an seiner feinen, leise geröteten Raubvogelnase und zuckten und witterten einige Atemzüge lang.

Sein Weg in die Altstadt, wo der „Rebstock“ lebte, brachte ihm immer wieder Unterhaltung

und war ihm sein kleines Haus- und Welttheater, an dem seine Augen ihre Freude hatten. Da flanierten junge Stutzer, hübsche und elegante Frauen, verpöpte und verstaubte Altenreiter, behäbige Bürger, junges ängelndes Volk an ihm vorbei, und diese Abendstunde war wie ein bunter, lustiger, kribbelnder Jahrmarkt des Lebens, das er herzlich liebte.

Im „Rebstock“ nahm ihn der alte Oberkellner Martin mit respektvoller Vertraulichkeit Heberrod, Gut und Stod ab, der Freiherr rief sich behaglich die knöchigen Hände und verstaute sich dann an seinen dämmerigen Gölz am Ofen. Dann langte er sich die dicke Weinarte her und ging witternd die köstlichen Jahrgänge und Kreszenzen durch — eine um die andere verfolgte sein schlanker, etwas zitteriger Finger, dann klappte er die Karte zu und der Martin bekam den Auftrag für einen Schoppen Mosel oder Pfälzer. Sehr wohl, Herr Baron! Der alte Ganymed nahm die bescheidene Bestellung mit Haltung und Gebärde eines kaiserlichen Mundschenten entgegen. — Vor seinem Schoppen saß dann der alte Herr zwei, drei Stunden, sangte wohl an seiner großen, schwarzen Birgarve und sah in das Kommen und Gehen, Gaden, Klauern, Liebeln und Reden der andern hinein.

Sie und wieder verplauderte er eine stille Viertelstunde mit dem alten Martin über Wetter, Zeitläufte, vergangene Tage und Menschen, am liebsten über die Köstlichkeiten von Küche und Keller, als deren liebevolle Sachverständigen sich die beiden alten Knaben auswiesen. — Dann, um die zehnte Abendstunde herum, beglich er mit etlichen Nadeln seine bescheidene Beche und legte ein Trinkgeld bei, das nicht geringer war als das eines icken Zechers. Der Martin sollte an ihm nicht zu kurz kommen.

Bisweilen aber, nach Wochen bescheidenen Schöppelns, machte sich der alte Freiherr den Abend festlich, üblig — zur „großen Passion“. Da mochte ein strahlender Sonntag mit Wachtparade, Festmenschen, Völlerschüssen und Feuerwerk sein, oder eine gute Erinnerung an einen Tag aus vergangenen Jahren, an Frauen und Erlebnisse, ein erstes Stavenpflöcklein in föhnliger Frühjahrsluft — sein Geburtstag — Festtage! Besonders der Geburtstag war eine Angelegenheit von Stil. An den Geburtstag wählte auch der Oberkellner Martin. Da wurde von den beiden alten Knaben mit Geduld und Liebe, voll festlicher Stimmung und doch mit dem Ernst, den eine gute Sache braucht, ein auserlesenes kleines Menü zusammengestellt und nach langer Beratung und gewissenhaften, ganz persönlichen Anregungen und Tipes von Martin's Seite der Wein bestimmt: etwa alter Burgunder oder schwerer, duftiger Weinwein. Am Schluß trug der alte Kellner sorgfältig eine Flasche Sekt heran, wie ein geliebtes Kind und bettete sie mit väterlich zärtlicher Sorgfalt in den Kühler. Blumen standen auf dem Tisch und der alte Freiherr sah, aß und trank wie Gott in Frankreich.

\*

Das war nun nach dem Krieg vorbei. — Nun war der Baron an die Siebziger, und seine ehedem so wachen frohen Augen lagen müde, tief und vergrämt in dem faltigen, eingesunknen Gesicht. Der alte Herr hungerte.

Von der kleinen Rente, die schon früher nur knapp ausreichte, konnte er nicht mehr leben. Er mußte Stück für Stück seiner Baviere verkaufen, um von halb zu halb Jahr Atem zu bekommen.

Er hatte vor den Kontoren der Geschäfte und Fabriken, der Verbände und Unternehmungen gewartet, um für die zitternde Hand Schreibarbeit zu finden. Man bedauerte überall kühl, bösslich — in der Zeit des Ueberflusses an jungen, gewandten und geübten Menschen — manchmal mitleidig erlaunt. Man konnte ihn nicht brauchen. Die Kläder gingen über ihn weg. Ein kleiner listiger Fabrikant allerhand dunkler Kosmetikas wollte den klingvollen Namen des alten Barons für die Firma kaufen. . . Der Freiherr ließ das Suchen und hungerte weiter.

Den „Rebstock“ hatte er trotz alledem noch nicht ganz aufgegeben. In wochenlangen Abständen kam er an seinen Östlich, von Martin herzlich begrüßt. Da sah er vor dem teuren Schoppen und schlückte ihn über Stunden weg langsam aus.

Im Rebstock hatte sich auch manches verändert. Wohl war es noch die gemütlich schummerge Stube mit altem Rinn und Geschir an den Wänden, aber es waren andere Menschen da.

Nun waren die Abende laut und lärmend und nicht mehr von behäulicher zehrfacher Einker. Der alte Martin hatte noch einen Gehilfen und beide mußten zusehen, anpruchsvollen Gästen das Beste aus Küche und Keller heraufschaffen. Nun sahen Leute hier, die schnell und viel Geld verdienten und es ebenso los werden wollten. — Da floß edelster Wein im Übermaß in Reb-

len, die ihn nicht würdigen konnten, da stieg er in dicke rote Köpfe, machte die Menschen wirr, schreiend, gröhlend, weckte da und dort das Tier, riß mühselig zusammengeleistete Formen auseinander, schwemmte oberflächlichen Verputz von den Menschen und machte Seide, Schmutz und feines Tuch an ihnen zur Lüge.

\*

Der alte Freiherr war heute früh gekommen. Noch war die Weinstube fast leer von Gästen. Er saß an seinem Ofenplatz und vor ihm stand ein Strauß dunkler Rosen. Der Kellner Martin war der einzige gewesen, der des siebzigsten Geburtstages gedacht hatte. Der Martin hatte ihn nicht vergessen und am Nachmittag kurzerhand den schönsten Strauß vom Tisch der reichen Händler weggenommen und dem Alten hingestellt. Der Freiherr drückte Martin mit einem Aufseuchten in den alten guten Kinderaugen die Hand, voll herzlicher Dankbarkeit und Freude, als der Kellner seinen Glückwunsch darbrachte.

Der Alte fingerte ein Weilchen in der Weinstube herum, da, wo die billigen Moselschoppen standen, dann klappte er mit einem Male die Karte zu. Ueber sein Gesicht ging es wie Wetterleuchten. Martin, wir wollen heute doch einmal wieder einen ausländigen Geburtstag haben! Der Siebziger soll nicht trocken gebettet sein. Fürs erste einmal: den alten fünfundneunziger Deidesheimer und dann ein kleines, feines Schlemmermählchen — Martin, was können Sie empfehlen? . . .

Und wie in früheren guten Tagen berieten sich die beiden Alten in allerhand Köstlichkeit und einigten sich nach mancherlei Hin und Her. . . Die Forelle, Martin, Sie wissen schon, wie ich sie haben will, und das Rebbuhn nicht zu sehr angebräunt, nur so ein goldiger Schimmer drüber und sagen Sie dem Küchenwastha: eine kleine Dose Zitronensaft in die Tunkte . . . nicht viel. Sie wissen schon, Martin! . . . Sehr wohl, Herr Baron!

Mit Sorgfalt und liebevoller Anteilnahme rückte Martin Teller, Kasserollen, Besteck zurecht, die Rosen auf dem Tisch glühten, im Licht der hellen Glühbirnen leuchtete blendend das weiße feine Linnen des Tischtuches, blinkte und blitze Geschir, Silbergeschir, funkelte wie schweres Sonnenlicht im Kristallglas düstig der Wein.

Der Freiherr tasselte. — Dann und wann schickte der alte Martin unbemerkt einen Blick auf seinen Gast, darin war etwas wie Freude an alter festlicher Art — lag aber auch Kummer, Traurigkeit.

Die Weinstube füllte sich allmählich mit Gästen. Der Raum wurde lauter, bewegter. — Der junge Kellner trug das Geschir vom Tisch des Freiherrn weg.

Nicht weit vom Östlich hatte sich mit überlautem Gebabe eine Gesellschaft niedergelassen. Da zerkten nun aufgeschwemmte, in letzte Mode mühsam gezwängte Kavaliere mit einigen bemalten, schmuckblühenden Frauenzimmern, deren kostbares Tuch und Bekleid nicht zu den Geschickern und Manieren stand. Sie wurden bald vom Wein und Likören freischend, widerlich. . .

Der alte Martin stellte ihnen mit angewidertem Gesicht, mit herausforderndem Blick die edlen Jahrgänge auf den Tisch. Sie hatten darauf nicht acht. Ein junger, etwa neunzehnjähriger Kerl mit verborenen, brutalen Zügen konnte die Flasche Johannberger nicht mehr meistern, sie klirrte in Säberben unter den Tisch und der Wein nezte den Boden. Unter schrillen Gröhlen und Lachen zerbrachen die Veranschichten noch einige Gläser, das Tisch Tuch feuchtete sich.

Der alte Freiherr rauchte an seiner großen dunklen Zigarre. Er sah durch das Treiben um ihn herum wie durch Luft. Um seinen Mund lag der Zug der Verachtung tiefer als sonst. — Er trank seinen goldgelben duftigen Wein, — das letzte Glas schneller als die andern; er hatte keine rechte Freude mehr daran. Es wurde mit einem Male trüb, schwer, grau um ihn.

Was hatte er unter diesen Frauen zu suchen, was wollte er in dieser Welt, in der nun alle Heiterkeit verschwunden, zertrampelt, verdorrt war? Er konnte Rauch und Frage seiner Umgebung nicht mehr ertragen. — Er rief den alten Martin zur Abrechnung. Seit Jahren war seine Beche nicht mehr so groß gewesen. — Voll Unruhe drängte er weg. Der alte Freiherr gab dem Kellner die Hand zum Abschied. — Müde und traurig ging er durch nächtlich nebelige Straßen heim. Einen kurzen Augenblick dachte er daran, daß morgen Licht, Schußmacher, allerhand Krimstrams zu zahlen war, er wollte heute noch zusehen, daß es bereikläge.

Am frühen Vormittag fand die Hauswirtsin den alten Freiherrn tot am Schreibtisch sitzen, die Rechte hielt noch die kleine Biskole mit starren knöchigen Fingern. Das Gesicht war zur Brust pentig.

Das Wenige, was von seinem Besitz übrig blieb, war in einem kurzen Testament dem Oberkellner Martin Kraumweller vom Rebstock hinterlassen.

# Die Einkkehr

Unterhaltungs-Beilage der „Münchener Neuesten Nachrichten.“

2. Jahrgang

Nummer 45

10. November 1921

## Die Südpolarforschung 1901-1921

Von Hermann Rüdiger (Schluß)

„Es ist immer deutsche Art gewesen, auch des Gegners Vorzüge ritterlich anzuerkennen. Und ebenso und ganz besonders unsere Art, das Reich der Wissenschaft als jenseits des politischen Kampfes gelegen zu achten. Wenn andere Völker während der letzten Jahre diese Bornehmheit nicht gehabt haben, so kann das unser eigenes Handeln nicht beeinflussen.“ Diese Worte schrieb 1919 der Berliner Geograph G. Wegener im Vormort zur 2. Auflage der deutschen Ausgabe von Kapitän Scotts „Letzte Fahrt“. Diese Worte sollen auch unsere Richtschnur sein bei der Schilderung und Würdigung der letzten Südpolarexpedition Shackletons.

Das Ziel der Expedition war die Durchquerung der Antarktis von der südlichsten Einbuchtung der Weddell-See bis zur Ross-See hinüber; senkrecht zur Richtung dieser Hauptschlittenreise sollten Schlitzenreisen den Anschluß nach den beiden Seiten gewinnen, nach Westen zur Westantarktis (60° w. L.) und ostwärts nach Enderby-Land (50° ö. L.). Von der Ross-See aus sollten Depots bis zum Beardmoregletscher der Hauptschlittenexpedition entgegen ausgelegt werden. Zur Durchführung waren drei Schiffe erforderlich, von denen die „Endurance“ ein neues, starkes, in Norwegen gebautes Schiff, mit der Hauptexpedition unter Shackleton selbst Anfang Dezember 1914 Süd-Georgien verließ, während die „Aurora“, das auf Mawsons Expedition bewährte Polarstern, unter MacIntosh' Führung Weihnachten 1914 von Neuseeland aus die Reise antrat.

Begleiten wir zunächst die Fahrt der „Endurance“. Sie traf bereits bei den Süd-Sandwich-Inseln das erste Packeis und besand sich von 59½° s. Br. an dauernd im Eis, bis sich Ende Dezember die Eiseverhältnisse besserten und ein leichteres Vordringen gestatteten. Am 10. Januar 1915 wurde die Küste von Coats-Land gesichtet; die sich südlich daran anschließende Küste wurde Caird-Land genannt, sie verbindet Bruce Coats-Land mit Filchner's Prinzregent-Luitpold-Land. Freier Fels zeigte sich nirgend, alles Land ist unter Eis begraben, das mit einer zwischen 3 und 90 m hohen Steilwand endigt; einmal wurde ganz in der Nähe der Steilwand eine Meerestiefe von 2500 m gelotet, ein deutliches Anzeichen dafür, daß das Landeis schwimmt. Bereits am 19. Januar — also mitten im Südsommer! — wurde die „Endurance“ querab vom Luitpold-Land unter 76° 34' s. Br. und 31° 50' w. L. vom Eise befreit und konnte nicht wieder freikommen. Es begann die lange Drift des Schiffes, in einer der „Deutschland“ der Filchner'schen Expedition parallelen Schleiße, aber in größerer Nähe der westlichen Landumrahmung der Weddell-See, ohne daß jedoch irgendwo Land gesichtet wurde. Nach 6½monatiger Treibfahrt unter 72° 26' s. Br. und 48° 10' w. L. zerbrach am 1. August die Scholle, in der das Schiff bisher fast so sicher wie in einem Dock gelegen hatte, und langsam erreicht die Katastrophe ihren Höhepunkt. Ende Oktober wird „Endurance“ led, so daß Shackleton mit Booten, Schlitten, Hunden und Proviant aufs Eis gehen muß; nach weiteren drei Wochen versinkt das Schiff in der Tiefe des Meeres. Aber die Treibfahrt auf der Scholle geht weiter, wochen-, ja monatelang; sie wird mit Beginn der wärmeren Jahreszeit immer gefährlicher, besonders in der Nähe des Treibeisrandes, wo Wellen und Dünung stark fühlbar werden, so daß sich einmal in der Nacht die Scholle gerade unter dem Mannschaftszelt spaltet. Um den Lebensunterhalt für die 29 Mann starke Expedition zu gewinnen, wird täglich auf Robben und Pinguine Jagd gemacht; das ist zugleich eine kleine Abwechslung in dem Einerlei dieses Lebens auf dem treibenden Eis. Am 7. April 1916 kommt Clarence-Insel, die nördlichste Insel der Süd-Schottland-Gruppe in Sicht, zwei Tage später wird in die Bote gegangen, fast volle 15 Monate nach dem Beginn der Drift, und am 14. April auf der Elefant-Insel

der gleichen Gruppe endlich wieder Land betreten — Land wohl, aber nur der Boden einer unbewohnten Insel, weitab von aller Kulturwelt, in einem Gebiet, wo jahraus jahrein nichts als ständig fürmende Westwinde in ihrem Kreislauf über das große südliche Meer, durch Bandmassen ungehemmt, ihre Straße ziehen.

Da der vorhandene Proviant für eine Nebewinterung nicht ausreicht, entschließt sich Shackleton, auf dem größten seiner Boote die Fahrt nach Süd-Georgien zu versuchen. Was das heißt, im Gebiet der Westwinddrift rund 1400 Kilometer im offenen Bost zurückzulegen, das kann eigentlich nur der ahnen, wer einmal einen Orkan südlich von Kap Horn miterlebt hat. Das Wagnis gelingt, nach 16tägiger Fahrt wird an der Südküste Süd-Georgiens gelandet. Drei Mann sind zu schwach und bleiben zurück. Shackleton selbst mit zwei Gefährten durchquert in 36stündigem Marsch das gänzlich unbekannte Innere der Insel und erreicht eine der menschlichen Siedlungen an der Nordküste. Mit einem Balsangdampfer werden die drei an der Südküste zurückgelassenen abgeholt und am 23. Mai der erste Versuch zur Abholung der auf der Elefant-Insel Zurückgebliebenen begonnen. Da die Insel von Treibeis umlagert ist, schlagen drei Versuche fehl. Erst beim vierten Versuch gelingt es, mit einem dänischen Dampfer am 25. August die Insel anzulaufen und die übrigen Teilnehmer, die 4½ Monate hier ausgeharrt haben, sämtlich zu retten; es war wirklich die höchste Zeit, da ihr Proviant nur noch für 4 Tage gereicht hätte. Während alle Bereiteter der „Endurance“ von Südamerika nach England zurückkehren, eilt Shackleton als verantwortungsbewußter Führer der Gesamtexpedition über Panama und San Franzisko nach Neuseeland, um sich persönlich um das Schicksal der „Aurora“-Expedition zu kümmern.

Die „Aurora“ hatte auf der Fahrt von Neuseeland die meteorologische Station auf der Macquarie-Insel besucht, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen, die antarktischen Gewässer erreicht und die Ross-See bis in ihren südlichsten Winkel, den Mc-Murdo-Sund, durchfahren. Sofort beginnt MacIntosh, mit Hundeschlitten Proviantdepots nach Süden vorzuschleppen; dies gestaltet sich äußerst schwierig, da die infolge der Seereise ungeübten Hunde fast sämtlich eingehen. Nach 2 Monaten zurückkehrend, findet er den Sund mit Jungeis bedeckt, so daß er über 2 Monate warten muß, bis er das Eis überschreiten und an Bord des Schiffes gelangen kann. In einer Sturmnacht am 7. Mai 1915 wird die „Aurora“, trotzdem sie mit 7 Trossen an Lande festgemacht und außerdem durch mehrere Anker gesichert ist, losgerissen und treibt im Eise nordwärts. 10 Mann bleiben in der Ross-See zurück, um von Oktober 1915 bis März 1916 die Legung der Depots bis auf 83° s. Br. zu vollenden. Es ist eine harte Arbeit, vor allem das Schlittenziehen ohne Hunde; dazu kommen Frostschäden, Skorbut u. a. Ein Teilnehmer stirbt, zwei andere müssen auf Schlitten zurückgebracht werden. Endlich, nach einer Abwesenheit von 160 Tagen, wieder im Mc-Murdo-Sund, besäht sie ein neues, schwereres Unglück: MacIntosh will mit einem Begleiter den Sund überqueren, als infolge plötzlich einsetzenden Sturms das Eis aufbricht und beide Männer verloren gehen.

Inzwischen ist die „Aurora“ mit dem Eise weitergetrieben und infolge Brechens der Scholle bereits im Juli heftigen Pressungen ausgelegt: Das Ruder bricht fort, das Schiff wird led und kommt erst Mitte März 1916 in 62½° s. Br. und 157½° ö. L. aus dem Packeis frei, also in verhältnismäßig niedriger Breite und in schon vorgerückter Jahreszeit. Anfang April kann sie schließlich mit Hilfe eines Notruders Neuseeland erreichen, um hier gründlich instandgesetzt zu werden. Als Shackleton im Dezember 1916 in Neuseeland eintrifft, geht er sogleich mit „Aurora“ wiederum südwärts und landet schon nach dreiwöchiger Fahrt im Mc-Murdo-

Sund. Die Nachforschungen nach MacIntosh und seinem Begleiter blieben erfolglos, und so konnte nur mit den übrigen 7 Überlebenden die endgültige Heimreise angetreten werden. Mit der Rückkehr nach Wellington in Neuseeland am 9. Februar 1917 fand die Expedition ihren Abschluß.

Die Expedition scheiterte an den Eiseverhältnissen der Weddell-See. Der Grund für die außergewöhnlich frühzeitige Besetzung der „Endurance“ durch Eis dürfte nach dem Urteil Vrennedes, des Ozeanographen der „Deutschland“, zum Teil auf die ungewöhnlich tiefen Lufttemperaturen zurückzuführen sein, die im Sommer 1915 in der südlichen Weddell-See herrschten, Ende Februar bereits -24°, Anfang März -30° C. Die Drift der „Aurora“ in der Ross-See ist die erste eines Schiffes in diesem Meeres-teile. Uebereinstimmend sind alle Driften vorwiegend nach Norden gerichtet, und es konnte wie bei der „Deutschland“-Drift festgestellt werden, daß die Bewegung des Eises in erster Linie von der Richtung und Geschwindigkeit des Windes abhängig ist, daß die Richtung der Drift stets links von der Windresultante liegt.

Das hervorragendste Merkmal an der hier geschilderten Expedition, von deren Programm eigentlich nur die Depotauslegung gelang, die aber auch zwecklos war, da die Durchquerungsschlittenreise nicht zur Ausführung kam, ist die beispiellose Energie und der Kühne Weitblick des Führers. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, es ist in der Hauptsache der Persönlichkeit Shackletons zu danken, daß trotz allem Mißgeschick von 56 Mitgliefern der Gesamtexpedition 53 in die Heimat zurückkehren konnten. Hat man dieses Bild Shackletons vor Augen, so kann man allein die Kühnheit begreifen, mit der er den Plan seiner neuen antarktischen Forschungsreise aufstellte. Während Cope von der Weddell-See, teilweise mit Flugzeugen, die Küstenumrisse des Kontinents festlegen will — im Dezember 1920 hat seine Expedition die Falkland-Inseln mit Kurs in die Weddell-See verlassen —, scheint es sich bei der neuen Expedition Shackletons in der Hauptsache um ozeanographische Ziele zu handeln, allerdings von einer räumlichen Ausdehnung, die auf den ersten Blick manches Kopfschütteln verursachen mag. Die Route, die Shackletons Schiff „Quest“ befahren soll, ist folgende: Durch den Atlantischen Ozean über Tristan da Cunha und Gough-Insel bis Kapstadt, von hier durch den südlichen Indischen Ozean über Prinz-Eduard-Inseln in Richtung auf Kaiser-Wilhelm-II.-Land, westwärts durch die antarktischen Küstengewässer zur Gewinnung des Anschlusses über Enderby-Land bis Coats-Land, von der Weddell-See nordwärts über Sandwich-Inseln und Süd-Georgien, von hier aus in niedrigerer Breite ostwärts um die ganze Erde herum über Bouvet, Heard, Macquarie-Inseln, Neuseeland, Maria Theresia Rod, Dougherty-Inseln und um Kap Horn herum zurück durch den Atlantischen Ozean. Die Bedeutung der wissenschaftlichen und praktischen Aufgabengabe, die auf einer solchen südlichen Circumpolarmeeresreise gelöst werden können, liegt klar auf der Hand; auch der Zusammenhang mit den Rätseln, die die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte noch nicht lösen konnte, ist in dem Expeditionsplan gewahrt durch die Einbeziehung der zwischen Kaiser-Wilhelm-II., Enderby- und Coats-Land liegenden Lücke. Nach den Erfolgen Mawsons im australischen Quadranten ist diese Strecke die größte Unbekannte in den Umrisen der Antarktis, nächst ihr der Abschnitt zwischen König-Eduard-VII.-Land und Charcot-Land der Westantarktis.

Mit seiner neuen Expedition, deren Ausreise vor kurzem erfolgte, sucht Shackleton bewußt in die Fußstapfen der großen englischen Südpolarforscher zu treten, eines James Cook, eines James Clark Ross. Ueberhaupt, darüber dürfen wir uns keinem Zweifel hingeben: England will

auch hier an der Spitze der Nationen marschieren. „Die Tradition und die augenblickliche Weltlage machen England zum natürlichen Führer“, sagt F. Debenham im „Geographical Journal“ 1921, der Zeitschrift der Londoner Geographischen Gesellschaft.

Als geistiger Mittelpunkt, in dem alle Taten zusammenlaufen sollen, ist ein eigenes Institut für Polarforscher an der Universität Cambridge errichtet, das zur Erinnerung an Englands tragischen Südpolheros den Namen „The Scott Polar Research Institute“ trägt. England will führen, nicht nur in der praktischen Betätigung, sondern auch in der theoretischen Vorbereitung und Auswertung, das ist das Neuartige. Wenn Debenham davon spricht, daß die internationale Kooperation die idealste Methode für die Polarforschung ist, so versteht er darunter nur eine Zusammenarbeit der Nationen unter Führung Englands. Und wenn er als neue Lehre, gewonnen aus den Erfahrungen des Weltkrieges, die Notwendigkeit der „sorgfältigen Koordination der Ziele“ und der „geschlossenen Kooperation bei der Ausführung“ verkündet, so muß von deutscher Seite dagegen eingewendet werden, daß diese Lehre doch wohl nicht so ganz neu ist. Wir wollen schweigen von den Einflüssen direkter und indirekter Natur, die von Alexander von Humboldt, Gauss, Petermann und Neumayer ausgingen und mehr als einmal während des 19. Jahrhunderts den unmittelbaren Anstoß zur Entsendung englischer Polarexpeditionen gaben, aber zwei Namen müssen hervorgehoben werden: *Weyher* und *von Drygalski*. Ersterer der Schöpfer des internationalen Polarbeobachtungsjahres 1882/83, in dem 15 Stationen gleichzeitig nach einheitlichem Plan arbeiteten, letzterer als Bahnbrecher der jüngsten internationalen Südpolarforschung. — Wohin das alles zielt, ist klar: Man will uns wie in der Politik, in der Wirtschaft, in unserem militärischen und völkischen Dasein genau so auf rein geistigem Gebiet ausschalten. Das mag uns eine Warnung und zugleich ein neuer Ansporn sein. Denn auch wir haben eine Tradition, die uns ein sittliches Recht gibt und den Glauben daran nicht wanken läßt, daß bei der Aufhellung des Dunkels im südlichen Polargebiet auch Deutschland zur Mitarbeit berufen ist. Trotz aller bisherigen Erfolge, von denen wir neidlos England die größten zuerkennen, gibt es der Mästel so viele, daß niemals ein einzelnes Institut, die Initiative eines einzelnen Mannes oder Volkes genügen, um sie zu lösen.

Wir wissen heute, daß die Antarktis ein Kontinent ist, fast doppelt so groß wie Australien, aber wir kennen, wie oben im einzelnen angebeut wurde, die Umrisse desselben kaum zur Hälfte und von seinem Inneren erst einen schmalen Streifen längs der beiden Routen Shackleton-Scotts und Amundsens. Wir wissen, daß die Antarktis ein hohes Land ist; schon vor der Erreichung des Südpols hatte der deutsche Geograph *Meinardus* aus meteorologischen Gründen ihre Durchschnittshöhe auf 2000 + 200 Meter berechnet; bei den Vorstößen zum Südpol wurde eine Maximalhöhe von 3300 Meter erreicht, der Südpol selbst 3127 Meter über dem Meeresspiegel festgestellt. Wir haben auch die gewaltige Vereisung der Antarktis kennen gelernt; nur verhältnismäßig schmale Landstreifen wurden eisfrei gefunden und gestalteten die Untersuchung des geologischen Aufbaues und dabei stellten sich in dem mächtigen, von jungen Vulkanen begleiteten Bruchgebiet des Südpol-Landes gewisse Analogien mit Australien und dem afrikanischen Kontinentalsattel heraus, während die hohen Faltengebirge der Westantarktis eine auffallende Uebereinstimmung mit dem unfernen Südamerika zeigen; aber im einzelnen sind alle Gebiete geologisch noch zu wenig durchforscht und über die Zusammenhänge von West- und Ostantarktis wissen wir noch gar nicht. Wir haben die Eismassen des Südens scheiden gelernt, ohne daß jedoch alle bisher gefundenen Formen in ein einheitliches System eingeordnet werden konnten, und wie ahnen steht die Zusammenhänge zwischen Eis und Klima, ohne jedoch gerade die klimatischen Abnomen der Randgebiete völlig erklären zu können, dieser Randgebiete, in denen das Zusammenreffen von ausgedehnten Wasserflächen der niederen Breiten und eines ausgedehnten breiten Landes in hoher Breitenlage die großartigsten Kontraste schafft. Und wir erkennen heute, wie Eis, Klima und Meer das Leben dieses Gebietes bedingen, die äußerste Lebensarmut des Landes einerseits und die ungeheuerste Lebensfülle des Meeres andererseits. Heute in unserem materialistischen Zeitalter wird viel von dem wirtschaftlichen Nutzen der Polargebiete gesprochen; vorläufig müssen wir hinter alle Meldungen über den Mineralreichtum der Antarktis ein großes Fragezeichen machen. Anders verhält es sich mit der Gewinnung tierischer Produkte; nach einer englischen Berechnung sollen in der

Antarktis aus Robbenschlag und Walffischfang bisher 20 Millionen Pfund Sterling erzielt sein, während die Kosten aller Expeditionen seit 1840 einschließlich der Veröffentlichung ihrer Ergebnisse kaum 2 Millionen Pfund Sterling betragen.

So sehen wir überall die Fortschritte der Erkenntnis, aber überall zugleich die Grenzen derselben und die Lücken, die noch vorhanden. Möge es auch deutschen Männern der Lebenden oder der kommenden Generation beschieden sein, wieder hinauszuziehen und beizutragen zur Lösung der letzten Mästel des Südpols!

## Deutsche Dichtung im Ausland

Von

Eugen Kalschmidt

Wiewohl sich gegen die Ausführungen meines geschätzten Mitarbeiters im einzelnen dieser oder jener Einwand erheben ließe, z. B. gegen seine Beurteilung Grimmschens, geben wir ihm doch gerne das Wort, um seiner grundsätzlichen Haltung willen. (D. Schriftl.)

Die Frage, wie die deutsche Dichtung im Ausland bewertet wird, ist vom deutschen Standpunkt aus leichter zu stellen als zu beantworten. Auch kann in der Fragestellung selber schon eine falsche Absicht gesehen werden; denn wenn ein deutscher Schriftsteller ein derartiges Problem aufwirft, so ist doch zehn gegen eins zu wetten, daß er es tut, um den Anteil seines Volkes an der Weltliteratur herauszufordern. Ich möchte dem Leser diesen Verdacht von vornherein nehmen durch das Geständnis, daß ich gerade von der entgegengesetzten Richtung her zu meiner Frage gedrängt werde, von der Erwägung nämlich, wie außerordentlich gering die Geltung des deutschen Schrifttums und der deutschen Dichtung in der Welt ist. Dies Geständnis nimmt nun freilich die Antwort schon vorweg. Ich möchte sie trotzdem ausführlicher geben, und auch einige Gründe dafür, warum es so ist und wohl auch bleiben wird.

Der Eintritt der neueren deutschen Dichtung in die Weltliteratur vollzog sich mit den Schöpfungen Goethes zu einer Zeit, da zwischen Italien, Spanien, Frankreich und England bereits ein lebhafter geistiger Güteraustausch bestand. Alle diese alten Kulturvölker hatten bereits voll ausgereifte Zeiten der Gesellschaftsordnung, der klassischen Dichtung und des philosophischen Denkens hinter sich. Das staatlich zerrissene, kulturell gesplittene deutsche Volk kam auch hier, wie so oft in seiner Geschichte, später zum Ausdruck seiner selbst, aber immerhin noch früh genug, um der erstaukten Welt mit der blauen Blume der Romantik eine völlig neue Gesinnung darzubieten. Goethe oder Kant standen zu einsam, um Schule zu machen. Der Kreis der deutschen Romantiker aber verbreitete eine so bezwingende und bezaubernde geistige Lebenswärme, daß selbst ein so nüchternes, logisches und der Form ergebendes Volk wie die Franzosen, dem deutschen Einfluß zeitweilig nachgab.

Jedes, wenn wir fragen, welche unserer romantischen Dichter nun eigentlich draußen ein gelingendes Gaitrecht erhielten, so werden wir außer Heine nicht viel finden. Die Achim und Brenzano, die Kleist und Eichendorff, Uhland und Mörike kennt und liest man in Frankreich kaum, jedenfalls auch in England nicht annähernd mit dem Eifer, mit dem bei uns Stendhal, Victor Hugo, Walter Scott, Dickens oder Byron gelesen wurden und werden. Unsere großen Nachklassiker Hebbel und Otto Ludwig kennt man im Auslande kaum mehr als dem Namen nach. Für Erzähler wie Gottfried Keller, Theodor Storm und Fontane scheint das Verständnis jenseits der deutschen Sprachgrenzen völlig zu versagen. Von der Byrl als dem persönlichsten Ausdrucksgebiet dichterischer Schaffens ganz zu schweigen.

Auf der anderen Seite aber sehen wir, wie das internationale Schrifttum in Deutschland eine Pflege und Schätzung erfährt, die erstaunlich ist, ja, dank deren gewisse Autoren erst ihren internationalen Ruf erhalten. Die großen Russen: Turgenjew, Gogol, Dostojewski, Tolstoi werden erst durch deutsche Vermittlung im Abendlande populär, und einflussreich zugleich für die gesamte literarische Entwicklung. Ibsen, Björnson und Strindberg, die bunte Reihe der skandinavischen Erzähler mit Jakobson und Hamun an der Spitze erobern sich ihr breites Publikum, vornehmlich in deutschen Uebersetzungen, auf der Bühne wie im Buch. Oskar Wilde und Bernhard Shaw, in neuester Zeit der Franzose Romain Rolland werden in ihren Heimatländern erst dann anerkannt, nachdem sie ihren literarischen Umweg durch die deutsche Sprache genommen haben.

Ich könnte noch weitere solche Beispiele anführen, verzichte aber, weil sie jedem literarisch und historisch Interessierten zur Verfügung sein werden. Es kommt hier lediglich auf die Tatsache an, daß ein Kulturvolk wie das deutsche, mit einem Literaturbesitz von unzweifelhafter Originalität und dichterischem Wert, nicht imstande ist, das Ausland für die Teilnahme an diesem Besitz annähernd so zu erwärmen, wie die deutsche Bildungsschicht sich für die durchschnittliche Produktion der Fremdvölker erwärmt.

Der Nichtdeutsche, ein Franzose etwa, würde diesen Tatbestand weiter gar nicht sonderbar finden, sondern einfach sagen: die Franzosen schreiben eben bessere Bücher, und weil die Deutschen das merken, deshalb kaufen und lesen sie die französischen Romane lieber als ihre eigenen. Ein Amerikaner würde die Frage von literarisch gut und schlecht vielleicht unberührt lassen und erklären: ich lese solche Bücher, die mich am besten unterhalten, die ich am brauchbarsten finde, auf eine angenehme Art leere Stunden zu füllen und meine Kenntnis des menschlichen Lebens zu bereichern. Die französische, englische oder skandinavische Literatur ist reich an solchen Büchern, die deutsche ist es nicht, also . . .

Mit diesem Amerikaner will ich mich auseinandersetzen, denn in seiner Antwort ist, so glaube ich, der Punkt enthalten, von dem aus man zu einer Klärung der Frage gelangen kann. Er repräsentiert jenen großen und überwiegenden Teil des internationalen Lesepublikums, der von einem Buche zunächst einmal verlangt, daß es unterhaltsam sei. Die Tiefe und Stärke der Empfindung, die Weite des dichterischen Blickes, die Kraft und Anschaulichkeit der Sprache tritt hinter dem Verlangen nach jener Gemeinverständlichkeit zurück, die, ohne deshalb schon flach sein zu müssen, doch die Voraussetzung für die Unterhaltsamkeit einer Erzählung ist.

Wir erinnern uns dabei, daß der Roman, wie die neuere erzählende Prosa überhaupt, eine ziemlich späte dichterische Form darstellt, die überall dort, wo sie ins Leben trat, ein Erzeugnis nicht nur des einzelnen Poeten, sondern auch der Gesellschaft war, auf deren Grund der Poet erwuchs, und der er seine Beobachtungen entnahm. Es gibt kritische Köpfe, die der Romanform das Recht absprechen, eine dichterische Gattung zu sein, eben weil sie so außerordentlich stark stofflich gebunden und soziologisch bedingt ist. Lassen wir diese Streitfrage auf sich beruhen und halten wir fest: ein Roman entsteht erst, wenn eine vielfältige menschliche Gemeinschaft zur homogenen Gesellschaft geworden ist und von bestimmten Fragen, Problemen und Konflikten einer höheren Kultur bewegt wird. Die altitalienischen Novellen spiegeln das Leben und die Sitten des geistig regimierten Italiens im Mittelalter ebenso, wie der englische Roman des achtzehnten Jahrhunderts das mächtig erstarkte Selbstgefühl des britischen Bürgertums erkennen läßt. Die Gesellschaftsbildung erfolgt bei den verschiedenen Nationen zu den verschiedenen Zeiten ihrer politischen oder kulturellen Machtstellung, eine scheint der anderen das Pri-mat abzutreten, und nicht alle suchen und finden sie den künstlerischen Niederschlag ihrer Entwicklung gerade im Roman. Die glänzende höfische Gesellschaft Ludwig XIV. manifestierte ihr Spiegelbild in Dramen und Memoiren, und das Zeitalter der Elisabeth lernen wir am besten aus Shakespeares kennen. Aber jedenfalls ist sicher: wenn ein Roman entstehen soll, muß ein gewisser Bestand gesellschaftlicher Normen und Konventionen vorhanden sein, an die er anknüpfen kann.

Der früheste deutsche Roman, der „Simplicissimus“ von Grimmelshausen, ist eigentlich gar kein Roman in diesem Sinne, sondern eine abenteuerliche Lebensbeschreibung mit allerlei phantastischen Zutaten. Wir müssen gleich ein ganzes Jahrhundert überspringen bis zu Goethe. Der hat freilich im „Wilhelm Meister“ Bilder der damaligen deutschen Gesellschaft hinterlassen, aber man erinnert sich dabei seines herben Urteils über sie: außer dem Adel und den Komödianten fand er nichts, was ihm die Schilderung gelohnt hätte. Eine bürgerliche Gesellschaft fehlte. Es gab „Kreise“, wo die Gelehrten, die Offiziere oder die Beamten den Ton angaben, zu einer wirklichen Gesellschaft mit gemeinsamen geistigen Interessen mangelte es ihnen an Zusammenhang. Es bedurfte der schweren napoleonischen Drangsal, um in Deutschland neben dem Bewußtsein des gemeinsamen Vaterlandes auch ein Gefühl für die gelingende Gemeinschaft der getrennten Volksklassen zu wecken. Empfindsamkeit, patriotischer Aufschwung und romantische Schwärmerie wirkten nachhaltig zusammen, um die geistige Einheit der deutschen Gesellschaft unter dem höheren Geiste der klassischen Dichtung zu vollenden.

Das gilt für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die gewandelte geistige Haltung, das verbreitete Fundament der neuen Bildungs-ideale fand seinen breiten Niederschlag in der